

literarisches Neuland problembezogen erschließen. Wo dies weniger oder kaum der Fall ist und der Charakter einer deskriptiven und thesenarmen Darstellung bekannter literarischer Theoreme überwiegt, hält sich jedenfalls der Dank für ein zuverlässig informierendes Kompendium, das man in Zukunft immer wieder zu Rate ziehen wird.

Wilhelm Kühlmann (Freiburg, z. Zt. Braunschweig)

KURT R. EISSLER: *Goethe. Eine psychoanalytische Studie 1775–1786*. Aus dem Amerikanischen übersetzt von Peter Fischer. In Verbindung mit Wolfram Mauser und Johannes Cremerius herausgegeben von Rüdiger Scholz. Bd. 1. Frankfurt/M.: Stroemfeld/Roter Stern 1983. 785 S. DM 48,—

Vorweg zwei Beispiele, die zeigen können, wo die Grenzen der philologischen Auseinandersetzung mit diesem Buch liegen. Erstes Beispiel:

Königen sagt man hat die Natur vor andern Gebohrnen,  
Zu des Reiches Heil längere Arme verliehn.  
Doch auch mir geringen gab sie das fürstliche Vorrecht,  
Denn ich fasse von fern und halte dich Psyche mir fest.

Für den Druck hat Goethe diese metrisch etwas schiefen Distichen noch in Ordnung gebracht, und so ist ein recht hübsches Gedichtchen entstanden. Die hier zitierte Erstfassung steht in einem Brief an Charlotte von Stein vom 12. April 1782, geschrieben auf einer Reise. In diesem Brief bezeichnet er das Gedicht als ein »Epigramm, davon die Dichtung dein ist. Du wirst dich wundern wie Herr Jourdain, qui faisoit de la prose sans le scavoir«. Das heißt: Von ihm stammt nur die metrische Formulierung, den Gedanken hingegen hat sie geäußert, und zwar, wie wir ziemlich sicher vermuten dürfen, in dem Brief, den er am selben Tag erhalten hatte. Und mit ähnlicher Sicherheit können wir vermuten, daß dieser Gedanke eine Antwort war auf Goethes Brief vom 9. April, in dem er schrieb, er fühle sich ihr trotz der Entfernung so »nah als wenn Hand zu Hand reichte«. So weit die Befunde des (positivistischen) Philologen, der vielleicht noch hinzufügen wird, daß der erste Teil des Gedankens schon bei Ovid erscheint, ohne daß man jedoch genau angeben könnte, wie er zu Charlotte gelangt ist: »An nescis longas regibus esse manus« (Heroides XVII, 166). Möglicherweise lassen sich auch in der petrarcistischen Tradition noch Zwischenglieder finden. — Für den Psychoanalytiker jedoch äußert sich hier Goethes Unbewußtes und sagt: »Du, Vater, kannst auf deinen großen Penis so stolz sein, wie du willst und sagen, daß du deine Stärke für die Wohlfahrt der Familie einsetzt. Ich, der kleine Junge, bin dir überlegen, weil ich die Mutter in meinen Armen halte.« (Eissler, S. 721)

Zweites Beispiel: Am 1. Januar 1777 steht im Tagebuch: »Abends fieberhafte Schläfrigkeit«, am 2.: »nachts fieberhaft«, am 3.: »Eingenommen [...] Im Garten den ganzen Tag«, am 4.: »Besser«, und am 6. noch einmal: »Herzklopfen und fliegende Hitze«. An Frau von Stein schreibt Goethe am 3. Januar: »Gestern Abend ist mir's noch sehr dumm geworden. Ich hab's [dem herzoglichen Leibmedicus] Hufelanden gemeldet, und was eingenommen. Werde zu Hause bleiben.« Am nächsten Tag: »Dancke für die Magenstärckung und Stärckung im Glauben.« Goethe hatte, so möchte man meinen, einen

fieberhaften Infekt, wie er um diese Jahreszeit nicht eben ungewöhnlich ist. Wenn keine weiteren Folgerungen daraus gezogen werden, könnte man noch an eine gastrointestinale Störung denken; mit einem solchen Infekt ist ja häufiger ein Durchfall verbunden, und wenn das Zuhausebleiben und die »Magenstärkung« nicht hinlänglich auf die Schwächung durch das Fieber zurückzuführen sind, könnte man sie immerhin damit erklären. Da mehrmals »Crone« und »Cr.« auftaucht (Corona Schröter, die seit einigen Wochen in Weimar lebte), kann eine psychosomatische Komponente nicht ausgeschlossen werden. – Für den Psychoanalytiker aber handelt es sich eindeutig um eine Verstopfung (die sich also am 2. Januar abends eingestellt hätte und am 4. »besser« geworden wäre), und da Goethe »es für wichtig genug hält, die geliebte Frau davon zu unterrichten [...], kann es keinen Zweifel an der psychologischen Bedeutung von Verstopfung (und Abführmittel) geben«. (S. 291) Hier äußert sich sowohl die »Abneigung gegen das Geben« (ebd.) als auch die Identifikation mit der schwangeren Schwester. (S. 295)

– Ich werde mich hüten, in diesem Stil fortzufahren. Was Durchfall oder Verstopfung! Ist nicht der Durchfall nur eine besonders raffiniert verdrängte Verstopfung? Das Abführmittel steht ohnedies schon parat. Wo, im Unbewußten, alles immer auch das Gegenteil bedeuten kann (aber beileibe nicht muß), ist Kritik überhaupt nicht möglich, denn der Igel sitzt immer auch schon am anderen Ende des Ackers, oder ohne Bild: Der Satz vom ausgeschlossenen Widerspruch ist aufgehoben. Detailkritik ist sinnlos, denn jedes denkbare Faktum kann sogleich zum Bestätigungsfall gemacht werden. – Doch auch diese Erkenntnis ist schon ein gutes halbes Jahrhundert alt. Dem Gegner psychoanalytischer Deutung ist sie ein Grund zur Ablehnung, der Freund liebt sie gerade deshalb; ist denn die Welt, zumindest die menschliche, nicht voller Widersprüche? – Statt dessen sei gefragt, welches Bedürfnis ein Buch wie Eisslers *Goethe* befriedigt.

»Geschichte ist Dichtung«, so hatte Ernst Bertram seinen Hörern anvertraut. Zumindest was die biographische Forschung betrifft, hat er wohl nicht ganz unrecht. Auch und gerade der nüchterne Beobachter wird zugeben müssen, daß das Individuum »ineffabile« ist. Die Einsicht, wie sehr wir schon im Alltag, gegenüber nahestehenden Zeitgenossen, uns damit behelfen, »Bilder« zu machen, ist fast ein literarischer Gassenhauer geworden. Und wieviel schwieriger muß es da sein, adäquate Bilder von Menschen zu gewinnen, die durch zeitliche und kulturelle Distanz von uns getrennt sind. Die zünftigen Historiker haben sich wohl nicht zuletzt deshalb weitgehend aus der Biographik zurückgezogen und das Feld der Wissenschaftspublizistik überlassen. Auch die Literaturwissenschaft hat immer wieder versucht, den Autor auszublenden oder »unschädlich« zu machen, im New Criticism etwa, in der Konzeption Roman Ingardens oder auch beim Versuch sozialgeschichtlicher Verallgemeinerung. Aber es ist ihr nicht so recht gelungen. Spätestens wenn man einen bestimmten Text liest, stößt man unweigerlich auch auf den, der ihn gemacht hat, und wenn man andere Texte dieses Autors heranzieht zur Erhellung, dann sitzt man schon in der Falle. Biographik ist fast unvermeidlich. Immerhin, sie ist noch relativ kontrollierbar zu betreiben, wenn man sie als Rekonstruktion bestimmter gedanklicher Verknüpfungen auffaßt, also den Äußerungen des Autors Rationalität und seinen Motiven Bewußtsein unterstellt.

Aber das zumindest müssen auch die Gegner der Psychoanalyse zugeben: In unsere Handlungen spuken immer wieder merkwürdig fremde Faktoren hinein, von denen wir uns keine Rechenschaft geben können. Rationale Rekonstruktionen treffen nur einen Teilbereich, immer wieder klaffen Lücken, entstehen Widersprüche, begibt sich Unverständliches. Wer sich genauer um die Werke eines Autors und um seine Biographie

gekümmert hat, wird immer wieder auf solche Rätsel stoßen und das Bedürfnis verspüren zu wissen, wie es denn ›eigentlich‹ um diesen Autor bestellt war. Damit aber ist er schon bei dem angelangt, was man die ›integrale‹ Biographik nennen könnte.

Solche integrale Biographik braucht einen Universalschlüssel, um mit den Rätseln fertig zu werden. Aus dem überlieferten Torso oder Trümmerfeld rekonstruiert sie einen ›ganzen‹ Menschen, – einen ›ganzeren‹, so muß man nochmals betonen, als er uns in der Realität je begegnet. Die ›Wesensdeutungen‹ Goethes, die auf diese Weise entstanden, verdankten ihren integralen Charakter dem beherzten Wegmeißeln alles Widersprechenden. Die ›Ganzheit‹ war die eines Kunstprodukts, einer literarischen Erfindung. Und das gilt nicht nur für die Goethe-Biographik: Seit jeher sind es literarische Schemata, welche die höchste Integrationskraft aufbringen, die an Tugendkatalogen orientierten Viten, die Exempelerzählungen, Heiligenlegenden, Entwicklungsromane usw. Wer sich nicht mit bloßen Materialsammlungen begnügen will, muß notwendig auf eine solche literarische Form zurückgreifen, die den Stoff einem integrierenden Schema unterwirft.

Doch einem literaturwissenschaftlichen Publikum kann man damit nicht kommen. Es durchschaut sogleich das Literarische der Integration und wird damit der Illusion beraubt, es sei ›wirklich‹ so gewesen. Für ein Literaturwissenschaftler-Publikum muß die integrale Biographie raffinierter sein und zwei Qualitäten vereinigen: Zur Integrationskraft des Literarischen muß der Schein von Wissenschaftlichkeit treten, der das Literarische dem Blick verhüllt. Integrale Biographie für Literaturwissenschaftler muß science fiction sein, im wörtlichen Sinn. Ähnliches gilt für integrale Geschichtsbilder. Wahrscheinlich sind sogar die Moden der Literaturwissenschaft hauptsächlich dadurch bestimmt, für welchen ihrer Bereiche gerade aus der Nachbarschaft Integrationsschemata angeboten werden, die noch nicht als literarisch durchschaut sind. Nachdem es sich herumgesprochen hatte, daß die Frankfurter ›Sozialgeschichte‹ eigentlich eine Sozialgeschichts-Philosophie, also eine literarische Geschichts-Erzählung war, lag es nahe, wieder zur inzwischen abgelagerten Psychoanalyse zu greifen und damit zur Biographik.

Daß der Wissenschaftscharakter der Psychoanalyse umstritten ist, muß den Literaturhistoriker nicht anfechten, denn das sind Kontroversen, die sich im Nachbar-Fachbereich abspielen und die publizistische Geltung der Psychoanalyse noch nicht ernsthaft schädigen konnten. Überdies geht es ja nicht um Anwendung, sondern um Erklärung, und die kann auch ein ätiologischer Mythos liefern; er kann sogar heilen, wenn er von Sprachlosigkeit befreit, ganz unabhängig von seinem Wahrheitsgehalt. Der andere Teil, die Integrationskraft, ist schlechterdings unbestreitbar. Die skrupulöse empirische Psychologie kann da nicht mithalten, liefert nur Flickwerk. Die »Psychologia phantastica« (Musil) hingegen gibt, ähnlich der mittelalterlichen Bibeldeutung, den menschlichen Dingen eine kohärente zweite Sinn-Ebene, einen *sensus spiritualis* (wenngleich, bildlich gesprochen, nicht oberhalb, sondern unterhalb des ›Literal‹-Sinns), der auch dort Zusammenhang verbürgt, wo das unbewaffnete Auge nur Rätsel und Widerspruch erblickt. So kann der Biograph eine folgerichtige Geschichte mit Anfang, Mitte und Ende erzählen, wie sie der moderne Romancier kaum mehr wagen würde. Die einstmals als destruktiv und menschenverachtend eingeschätzte Psychoanalyse ist längst eine der letzten Fluchtburgen der Sinnvermittlung geworden.

Zudem braucht sie Widersprüchliches nicht beiseite zu schieben. Mit Hilfe des Apparates von Stellvertretungen, Übertragungen, Projektionen und Identifikationen, die das Paradoxe zum Programm erheben, kann jede Figur des Spiels zum Joker gemacht und an die Stelle plaziert werden, wo sie aus Kohärenzgründen am jeweiligen Punkt der Argu-

mentation gebraucht wird. Die Konzeption wird so geschmeidig, daß sie schlechthin alles berücksichtigen kann, gewinnt allerdings selbst Züge eines phantastischen Traums, in dem Personen und Dinge sich fortwährend verwandeln. Diese Konzeption, die das Heterogenste auf die Grundkonstellation von Vater–Mutter–Schwester–Bruder zurückführen kann, also sowohl der Vielfalt der Erscheinungen als auch dem Bedürfnis nach Überschaubarkeit Genüge tut, ist in idealer Weise geeignet für integrale Biographik.

Eissler beherrscht den Apparat meisterhaft. Kaum etwas bleibt längere Zeit an seinem Ort oder behält seine Identität, und er nutzt auch voll die Möglichkeit, den Raum der Permutationen durch die Figuren der Dichtungen zu erweitern. Freilich, Eisslers Psychoanalyse ist etwas altmodisch. Wir erfahren nichts über Geburtserlebnisse oder intrauterine Erfahrungen, von früheren Inkarnationen ganz zu schweigen (da gibt es also noch ein großes Betätigungsfeld), und auch phylogenetisch erworbene Archetypen oder sozial-psycho-analytische Entlarvungen der bürgerlichen Gesellschaft liegen ihm fern. Er setzt, wie es sich für einen Freud-Schüler gehört, bei einem frühkindlichen Erlebnis an, bei der Geburt der Schwester Cornelia. Die dadurch entstehende Rivalität wird von Goethe sogleich verarbeitet: Er steckt dem weinenden Kind Brot in den Mund, d. h. oraler Neid wandelt sich in Nächstenliebe, er macht sich zum Vater des Kindes. Er identifiziert sich jedoch auch mit dem Kind selbst, ferner entsteht beiderseits eine starke inzestuöse Neigung. Zugleich werden durch das Alter des Vaters und die Zuwendung der Mutter die ödipalen Züge begünstigt, Goethes Unbewußtes wiederum wurde »im kreativen Prozeß zu einer liebenden, unaufhörlich gebenden Mutter« (S. 123) usw. Aus diesem Knäuel schält sich als dominierender Integrationsstrang von Eisslers Darstellung die Beziehung zu Cornelia heraus. Sie steht hindernd zwischen ihm und anderen Frauen (Folge: ejaculatio praecox schon beim Küssen), und ihr Verlust an Schlosser wird Ursache des *Werther*.

– Doch ich breche schon hier, in einem sehr frühen Stadium, ab mit dem Referat. Jeder Versuch, eine psychoanalytische Deutung in wenigen Worten zusammenzufassen, mißrät zur Parodie und ebnet damit die Qualitätsunterschiede ein, die auch hier bestehen. Daß ich diese Unterschiede weniger im science-Bereich als im fiction-Bereich sehe, versteht sich nach dem Vorhergegangenen von selbst. Sieht man Eisslers Buch aber als einen Künstler-Roman, dann muß man ihm hohe Qualitäten bescheinigen. Zwar wirkt er auch in dieser Beziehung auf Anhieb etwas altmodisch, denn er folgt, ganz im Sinne der Goethe-Biographik, dem Schema des Entwicklungsromans, so möchte es zumindest scheinen. Aber mit dem Motiv der Psychoanalyse tritt etwas hinzu, das dieses Schema gravierend verändert: Es ist sozusagen ein Heilungs-Roman. Notorsche Spaßverderber mögen zwar einwenden, daß auch ein Heilungs-Roman in einer unheilen Welt keinen Platz mehr hat, aber dem kann man ausweichen, indem man von einem Heilungs-Märchen spricht, und da partizipiert das Buch dann neuerdings sogar an der Dignität der Utopie...

›Wie dem auch sei‹: Das Moment der Detektion, das auch im literarischen Sinne ›analytische‹ Moment, erzeugt regelrecht Spannung: darauf, wie es wohl nun mit Goethes Unbewußtem weitergehen wird, und darauf, welche neue Verwandlung der Zauberstab des Erzählers nun wieder zustande bringen wird. Gekonnt ist auch der Einsatz von Vorsichtsklauseln, die als ›realistisches‹ Stilmittel immer wieder die Illusion wissenschaftlicher Behutsamkeit erwecken. Es wimmelt derart von Formulierungen wie »ich glaube«, »es scheint, daß«, »macht auf mich den Eindruck«, »immer vorausgesetzt, meine Rekonstruktion ist korrekt«, daß der Leser sie bald kaum mehr bewußt wahrnimmt; sie erwei-

tern den Spekulationsraum, und der Anschluß durch ein »jedenfalls« oder »wie dem auch sei« ermöglicht den Fortgang der Geschichte, ohne daß etwas entschieden zu werden braucht.

Schließlich: Mancher Arzt hat Thomas Manns *Zauberberg* verärgert beiseite gelegt, weil irgendein medizinisches Detail nicht stimmte. Das wird dem Literaturwissenschaftler bei Eisslers Buch nicht zustoßen, zumindest nicht häufiger als bei zünftigen germanistischen Arbeiten. Gewiß hätte größeres Wissen zum Umraum, etwa zu den Sprachkonventionen der Empfindsamkeit, zu mancher anderen Einschätzung führen können. Aber in der Weimarer Ausgabe kennt Eissler Ecken und Winkel, die schon seit langen Jahren kaum mehr von Germanisten aufgesucht wurden. Das Verdienst, den Stoff wieder aufgefrischt zu haben, ist unbestreitbar. Die Herausgeber schreiben im Vorwort: »Wußten wir bisher nicht genau, wie Goethe zu Herzog Karl August und zur Herzogin Louise stand? Warum er dem Ruf nach Weimar folgte und warum er dort blieb? Warum Lenz Weimar verlassen mußte? Wußten wir nicht alles über die Beziehung zu Charlotte von Stein? Und warum er nach Italien ging? Und sich danach Christiane Vulpius zuwandte?« Ich will nicht glauben, daß die Herausgeber in Sachen Goethe wirklich so ahnungslos waren, ehe sie auf Eisslers Buch stießen. Vermutlich ist das »wir« rhetorisch und meint nach eingerissenem Brauch die andern (Muster: »Wir müssen umdenken«, d. h.: »Ihr müßt denken wie ich«). Aber auch das ist ein Popanz. Was immer man gegen die Goethe-Forschung auf dem Herzen haben mag: Gegenüber diesen Problemen hat sie sich in den letzten Jahrzehnten nicht deshalb weitgehend abtinent gezeigt, weil sie gelöst schienen, sondern weil man sie als unlösbar – und, nun ja, als vielleicht nicht unbedingt so zentral einschätzte wie sie der natürlichen Neugierde des Liebhabers erscheinen mögen; schließlich wäre Goethes Biographie recht uninteressant, wenn er keine Werke hinterlassen hätte, und um den Unterschied zwischen *Tasso* und den *Römischen Elegien* zu begreifen, bedarf es nicht unbedingt einer Klärung der Frage, ob zwischen Goethe und Charlotte von Stein ein Koitus im klinischen Sinn stattgefunden hat (Eissler meint, daß nicht, ich meine, wenn ja, dann ohne literarische Folgen).

Eissler hat, nach einer Pause der Resignation, das Material wieder in großem Stil in Bewegung gebracht, hat die Grasnarbe, die sich gebildet hatte, wieder aufgerissen. Und wer weiß, vielleicht kann die neuere historische Forschung – Stichwort etwa: »Geschichte des Alltags« – inzwischen einige Erkenntnisse liefern, mit denen wir kompetenter als früher Konjekturen in die Lücken setzen und z. B. herausfinden können, was es denn nun mit den »Misels« genauer auf sich hatte.

Zuletzt eine mehr als literarische Qualität: Eissler ist, abermals altmodisch, frei von jenem hämischen Durchschauer-Gestus, der bei manchen neueren literaturwissenschaftlichen Anwendungen der Psychoanalyse zu beobachten ist (heimliche Kastrationswünsche?). Bei ihm ist noch immer das humanistische Engagement der älteren Psychoanalyse wirksam, die nicht »entlarven« will, sondern helfen und heilen, und die schon deshalb auch immer wieder zu helfen und zu heilen vermag, so bedenklich es auch um die »Wissenschaftlichkeit« ihrer Konzepte im einzelnen bestellt sein mag. Eben dies ist das große Verdienst des qualifizierten historischen Romans, der biographischen science fiction, des Buches von Eissler: Der Dienst am »Gegenstand«, genauer die Pflege oder »Kultur« der Erinnerung, und zwar nicht museal oder zu statischen Bildern geronnen, sondern mit der Lebendigkeit, für die Eisslers Buch ein Musterfall ist. Ob alles »wirklich« so war, spielt dann nur eine untergeordnete Rolle. Nur Verächter der Literatur werden in einer solchen Einschätzung ein negatives Urteil sehen können: Eisslers Buch ist eine sehr

anregende Urlaubslektüre für Literaturwissenschaftler; der zweite Band ist dem Vernehmen nach schon unterwegs, und wer, wie ich, es nicht geschafft hat, die englische Fassung aus der Fernleihe zu bekommen, wird ihn mit derselben Spannung erwarten wie ein anspruchsloseres Publikum den jeweils neuesten Däniken.

Karl Eibl (Trier)

RAINER NOLTENIUS: *Dichterfeiern in Deutschland. Rezeptionsgeschichte als Sozialgeschichte am Beispiel der Schiller- und Freiligrath-Feiern*. München: Fink 1984. 275 S. Kart. DM 68,—

In *Marxismus und Existentialismus* formuliert Jean-Paul Sartre eine, wie er es nennt, »heuristische Unzulänglichkeit«, die er dann glaubt, dem Marxismus zurechnen zu können:

Es besteht kein Zweifel darüber, daß Valéry ein kleinbürgerlicher Intellektueller ist. Aber nicht jeder kleinbürgerliche Intellektuelle ist Valéry.

Die von Rainer Noltinius vorgelegte Untersuchung über *Dichterfeiern in Deutschland* hat gerade darum mit diesem Problem zu tun, weil sie sich ihm nicht stellt.

Noltinius zielt mit seiner Arbeit auf eine theoretische Weiterführung und beispielbezogene Applikation der Rezeptionsforschung. Ausgehend von drei Lesarten der Schillerschen *Glocke* (Caroline Schlegel 1799, ein Hamburger Lehrer 1859, ein *ZEIT*-Leser 1966) versucht er zunächst, das kategoriale Gerüst zu entwickeln, mit dessen Hilfe er seinen gewählten Gegenstand, Schiller- und Freiligrath-Feiern des 19. Jahrhunderts, anzugehen gedenkt. Um die Rezeptionszeugnisse »als Produkte gesellschaftlicher Interaktion zwischen den am literarischen Prozeß beteiligten Individuen und Gruppen« (S. 11) zu interpretieren, arbeitet der Verfasser einmal mit »literatursoziologischen« (Rekonstruktion des literarischen Lebens) und »kommunikationswissenschaftlichen« Mitteln (Deutung der überlieferten Zeugnisse); und um dann die soziale und psychische Funktion der Rezeption bestimmen zu können, greift er auf Sozialgeschichte und Psychoanalyse (Freud) zurück.

In Absetzung von »herkömmlicher« Rezeptionsgeschichte (vornehmlich von Jauß) geht es Noltinius u. a. darum, die Bedeutung des Werkes für die »Konkretisation« des Lesers (Ingarden) zu relativieren; vielmehr sei die Rolle der historischen Situation und, in sie integriert, der individuellen Lebensgeschichte des Lesers für die Rezeption zu betonen. Als weitere Faktoren müßten das Präsentationsmedium und die Vermittlungszusammenhänge, in denen die Texte stehen, bedacht werden. Entscheidend für die Frage »Wer versteht was wie und warum?« (S. 20) sei die Beziehung von Text und »präkommunikativer« Situation des Lesers. Diese »präkommunikative« Situation sei intern bestimmt durch das jeweilige »Identitätsthema« (der Verfasser rekurriert hier auf Norman N. Holland), für das der Rezipient eine Entsprechung im Text suche; und extern sei sie geprägt durch das zeitgenössische Leben, das als Bedingungsrahmen für die Konkretisation des Lesers anzusehen sei. Neben den Freudschen Begriff der »Identifikation« möchte Noltinius die »phantasierte Wunscherfüllung«, die »Projektion« setzen, um die psychische Leistung des Lesers bei dieser Konkretisation des Werkes begrifflich zu fassen.